

Heute ist schon Mittwoch, aber ich habe noch keine einzige Zeile geschrieben. Das hängt ein bisschen mit den vielen Lehrveranstaltungen zusammen, daneben mit der Zeitumstellung, die mir am Dienstag ganz schön zu schaffen machte.

Sonntag, 14. 10.

Der Flug war angenehm, dank französischen Rotweins („Blaye“, der fast wie „Médoc“ schmeckt) habe ich ganz gut geschlafen. Mein Nachbar, ersichtlich ein Deutscher, hat sich von Anfang an in ein Buch vertieft, irgendwie klappte es nicht, ihn einfach anzusprechen und ein verdecktes „Manager-Interview“ zu machen.

Am Flughafen kam ich schnell durch die Kontrollen. In Frankfurt war es anders gewesen. Meine Tasche wurde genau kontrolliert, und der Zuständige war über das viele Bargeld (200 Scheine à 100 Yuan) ganz verwundert. Ich erzählte ihm, in China gebe es eben keine größeren Scheine als 100 Yuan, und das entspreche ungefähr 10 Euros. In Beijing wurde ich vom Fahrer der Uni abgeholt, der mich mit Schild erwartete. Ungefähr eine Stunde Fahrt am Stadtrand entlang nach Changping; erst bei Wal Mart weiß ich wieder, wo ich genau bin. Im Hotel alles wie gehabt; dieses Mal Nr. 311 statt Nr. 301, was besser ist, weil man kaum was vom Straßenverkehr hört. Ich packe aus, gehe dann bei besagtem Wal Mart einkaufen und erstehe ein „Ananas-Bier“ mit wenig Alkohol. Es schmeckt mir abends ausgesprochen gut, der Ananas-Geschmack dominiert, aber es ist doch irgendwie anders. Werde ich mir wohl öfters zu Gemüte führen, obwohl jeder vernünftige Biertrinker darüber den Kopf schütteln wird.

Beim Lesen von Datenschutz schlafe ich plötzlich ein und bin erst so um 3 Uhr nachts wieder wach.

Montag 15. 10.

Ich bin ziemlich früh – so kurz nach sieben – beim Frühstück. Sie haben alles umgestellt, das Müsli befindet sich an hervorgehobener Stelle, dafür haben sie die dazu gehörigen Porzellanlöffel an ganz anderem Ort versteckt. Das Obst ist reichhaltiger, auch der Saft geht. Es ist unheimlich voll so früh am Morgen. Auffallend eine größere Gruppe Chinesen, der

Kleidung nach Touristen, die ausschließlich Englisch sprechen. Ich vermute mal, es sind USA-Chinesen.

Als ich in meinem Zimmer gerade fast fertig bin, kommt so ungefähr um 8 Uhr ein Student, um mich abzuholen und in die Uni zu bringen. Ich versuche, ihm zu erklären, dass ich den Weg ganz gut alleine finden würde. In der Uni nehmen mich Li Xiaolu und Zeng Binbin in Empfang; Binbin ist jetzt für die administrativen Dinge zuständig. Ich bekomme mein Zimmer samt Schlüsselkarte und die Karte fürs Essen. Die Karte für die Shuttle-Fahrten zur Stadt muss ich extra verlangen, aber ich bekomme sie. War wohl vergessen worden.

Als meine Türe offen ist, kommt Susan Wintermuth, eine Amerikanerin, die hier auch als „distinguished professor“ tätig ist. Allerdings seit Beginn im September, wohl für drei Monate. Sie ist ersichtlich an einem Kontakt interessiert und wir verabreden uns zum Mittagessen.

In der Lehrveranstaltung geht es um eine Einführung ins deutsche BGB. Die Studenten haben alle zu einem schönen Bändchen gebunden das Material bekommen, das ich per E-Mail geschickt hatte. Sehr interessierte Gesichter, aber die Fragen kommen erst in der Pause und nach Schluss der Veranstaltung. Da ich gut geschlafen habe, geht es auch mit dem Englisch einigermaßen ordentlich.

Das Mittagessen mit Susan Wintermuth verläuft in angenehmer Atmosphäre. Sie spricht ein leicht verständliches Englisch. Sie war als Gastdozentin am Max-Planck-Institut in Hamburg, kam von dort hierher. Beim Konflikt der Chinesen mit Hamburg ist sie auf der chinesischen Seite. Sie meint, dass der „Double-Master“, also der chinesische wie der europäische Master, wohl nicht weitergeführt werde. Dafür seien die Gräben viel zu tief. Was dann komme, wisse niemand. Ich verspreche, mal die Ohren zu spitzen. Über die innerchinesischen Verhältnisse, wonach Fang Liufang nur durch den Parteisekretär, nicht durch die Uni-Spitze gehalten wurde, wusste sie nichts, wohl aber, dass diskutiert worden sei, Fang abzurufen. Ich schätze mal, man wird eben einen chinesischen Master in internationalem Recht anbieten und die Hochschullehrer einladen, die man für geeignet hält. Wegen der angesammelten Studiengebühren sei Hamburg nur deshalb sauer, weil sie davon nicht ihre 7 % bekommen würden – das kann in der Tat sein.

Abends finde ich dann im Netz ihre Rede bei der offiziellen Begrüßung des neuen Jahrgangs. Sie hat sich erstaunlich gut in die sozialistische Denkweise eingeföhlt. Die Studenten seien eigentlich privilegiert, sie hätten die Tiere nicht gefüttert, deren Fleisch sie essen; das hätten Leute gemacht, die auf der sozialen Leiter weit unter ihnen stehen würden. Also müsse man sich dieser Auszeichnung würdig erweisen und gründlich arbeiten. Außerdem habe China das Potential, das wichtigste Land der Erde („the world’s leader“) zu werden. Aber das sei kein gottgegebener Prozess; eine solche Stellung müsse man sich erarbeiten, und dazu würden sie einen Beitrag leisten. „China das wichtigste Land“? Das denkt man in China vielleicht (ich hatte mal bei Frau Hao große Überraschung ausgelöst, als ich vom „Amerika des 21. Jahrhunderts“ sprach – obwohl das nicht ganz so absolut ist), aber man schreibt es nicht. Mir fällt die alte List ein „Den Himmel täuschend das Meer überqueren“ – wenn man den Kaiser auf das Schiff gelockt hat, das wie ein Haus aussieht, wo man ein Fest feiert (und dabei das Meer überquert), dann darf doch niemand lauthals sagen, dass man gerade dabei sei, auf ferne Küsten zuzusteuern. Gestern war es schon nicht mehr auf der Website der Uni, stattdessen – man will sie ja nicht kränken – ein Interview über die chinesischen Studenten. Im Übrigen stelle ich fest, dass Susan Wintermuth seit über zehn Jahren immer wieder als Gastdozentin an unterschiedlichen Universitäten war, nicht nur in Hamburg, auch in Indien, in Südafrika und in Riga, dass sie aber nur gelegentlich einen Professorentitel führte und keine Heimatuniversität hat. Gewissermaßen eine transnationale Befristungskarriere. Da ist man schon froh, wenn einen die Chinesen zum „distinguished professor“ machen, und ist ihr loyaler Verbündeter.

Nachmittags treffe ich Fang. Erst small talk, dann Diskussion über Hamburg. Das Interesse der Hamburger, das Projekt weiterzuführen, sei gering. Sie würden ihre Mittel jährlich bekommen, so dass auch nichts verfallen würde, wenn sie jetzt Schluss machen. Die These, es mache einen schlechten Eindruck, wenn man zur Verfügung stehende Mittel nicht abrufe, lässt er deshalb nicht gelten. Die Studenten des aktuellen, eben begonnenen Jahrgangs hat man auf die Unsicherheiten mit dem „double master“ hingewiesen, nicht aber den vorhergehenden Jahrgang. Es sei Sache der Hamburger, den geschaffenen Vertrauensschutz irgendwie einzulösen. Ich vermute mal, man macht offiziell Schluss, aber die „flying faculty“ aus den 11 westeuropäischen Universitäten kommt nächstes Jahr noch einmal, um ihre Pflichten zu erfüllen. Sonst steht in der Presse „Hamburg lässt chinesische Studenten hängen“, was keinen guten Eindruck macht. Bruha ist unsichtbar, er habe nur vor 14 Tagen mitgeteilt, dass es Schwierigkeiten mit seinem Flug gebe. Ob er hier ist, weiß niemand, denn

es hat ja inzwischen einige weitere Flüge von Deutschland hierher (vielleicht 10 pro Tag) gegeben. Ob es etwas bringen würde, wenn Ninon Colneric wiederkäme, will ich wissen, da Bruha ja zum Jahresende aufhören will. Das wäre sehr viel besser, meint Fang, aber die Hamburger hätten sie wieder entsenden müssen und das würden sie wohl nicht tun.

Was die Problematik der Rating-Agenturen angeht, so will er die Verbindung mit Frau Du von Da Gong, der chinesischen Rating-Agentur, herstellen, aber auf meinen Vorschlag, dazu mal einen Vortrag zu halten, geht er nicht ein. Das ist das chinesische „Kein Interesse“. Im Übrigen sei ich viel aktiver und jünger als beim letzten Mal – nun ja, ich habe ja ganz gut geschlafen.

Fürs Abendessen wird Obst gekauft. Das eh schon gute Sortiment des „Marktständchens“ auf dem Campus ist noch etwas reichhaltiger geworden.

Dienstag, 16.10.

Dieses Mal habe ich ziemlich schlecht geschlafen, was als Vorbedingung für die fünf Stunden Unterricht nicht unbedingt optimal ist. Auch das Lesen schwieriger Texte half nicht; es ist eben die Zeitumstellung.

Das Zivilrecht beginnt Punkt 8 Uhr, die Studenten sind aber nicht ganz pünktlich, erst so um 8 Uhr 10 sind alle da. Die Gruppe hat ungefähr 80 Teilnehmer, ich beginne mit den Fragen, die ich gestern nach dem Ende der Veranstaltung bekommen habe. Dann geht's um die Vertragsfreiheit und insbesondere um ihre Grenzen. Letztere schaffe ich nicht ganz, was aber nichts macht. Das Thema AGB behandle ich dann eben am Donnerstag.

Nachmittags um 14 Uhr die erste Veranstaltung zum Datenschutz, drei Stunden lang. Ungefähr 60 Hörer, was für eine Wahlveranstaltung ganz gut ist. Auch hier interessierte Gesichter, aber keine Fragen während der Stunde. Erst in den Pausen kommt es dann zu vielen Gesprächen, auch am Ende, wo ich mindestens eine halbe Stunde „Überstunden“ mache. In Bremen wäre es schwer denkbar, dass so viele Fragen kommen. Mit dem Programm für diese Einheit werde ich gerade fertig. Aus den Fragen wird allerdings deutlich, dass ich das Verhältnis von allgemeinem Persönlichkeitsschutz und Datenschutz genauer herausarbeiten muss. Ich mache noch eine Skizze für den nächsten Tag.

Ein mitgebrachtes Buch werde ich an Li Xiaolu los; das gute holländische Frühstücksbrot kriegt Binbin. Beide sind durchaus erfreut.

Ich habe – wie im Vertrag vorgesehen - eine Forschungsassistentin bekommen, Frau Ma. Ob sie sich wie das Pferd (im dritten Ton) oder wie die Mutter (im ersten Ton) spricht, habe ich noch nicht rausbekommen. Sie ist Volljuristin, aber nur als Projektassistentin tätig; da ist ein kleiner Nebenverdienst schon ganz gut. Vorher um Zustimmung gebeten hat man mich nicht; klar hat Fang Juan hier als „Managerin“ der Schule eine soziale Entscheidung getroffen und mich lediglich per E-Mail gefragt, ob ich dazu irgendwelche weiteren Informationen haben wolle. Warum sollte ich auch protestieren?

Ich lade sie erst mal zum Abendessen ein. Sie ist etwas überrascht, aber ich erkläre ihr, das sei doch chinesische Sitte, dass man alle wichtigen Dinge wie das Arbeitsprogramm beim Essen bespreche. Sie muss lachen und meint, das stimme schon. Als wir uns um sechs Uhr treffen, will sie aber kein Restaurant aussuchen, weil sie sich da nicht auskenne. Mit ausländischen Gästen gehe man immer in mein Hotel oder in den zweiten Stock des Gebäudes, wo unsere Büros sind; ich entscheide mich für das letztere. Gutes Essen. Ich gebe ihr das Buch von Wang Hao über „Privacy protection in China“, das viele interessante, aber auch einige abwegige Thesen enthält. Sie soll es durchlesen und vielleicht eine Rezension dazu schreiben. Außerdem haben sie offensichtlich im Fachbereich beraten, dass sie mit mir zur Bank geht und ein Konto eröffnet. Das wollen wir am Freitag tun; dann bin ich das große Bündel mit den Geldscheinen erst mal los. Außerdem bringt sie für mich den Fahrplan des Shuttle-Busses in Erfahrung.

Wir reden natürlich auch über die Situation mit Hamburg. Ich bekomme heraus, dass die Master-Arbeiten im dritten Jahr 20.000 Worte haben müssen, aber nicht notwendig durch ein Mitglied der flying faculty betreut werden müssen. Das könnte evtl. eine ganz interessante Aufgabe sein.

Irgendwie kommen wir auf die Partei zu sprechen. Sie kennt sich recht genau aus, ist selber aber kein Mitglied. Sie hätte eine religiöse Überzeugung, und die Partei bekenne sich zum Atheismus; das passe nicht zusammen. Sie hätte sich deshalb auch nicht für eine interessante Position im öffentlichen Dienst bewerben können. Eigenartig, bemerke ich, da nimmt man die

größten Kapitalisten auf, und wegen des religiösen Glaubens soll ein Hindernis bestehen? Ich vermute, dass sie sehr wohl genommen würde, aber dass sie eben aus ganz anderen Gründen nicht will. Sie ist außerdem verheiratet und hat ein Kind; also ist eine gewisse materielle Versorgung sichergestellt. Sie erzählt mir auch genau, wer innerhalb der Verwaltung in der Partei ist. Außer Fang (was ich nicht sicher wusste) Zheng Yongliu von den Professoren und Li Xiaolu sowie Zeng Binbin von den Verwaltungskräften. Fang Juan ist nicht dabei, obwohl sie ihren Mann ja aus Sicherheitsgründen nicht haben in die USA einreisen lassen. Irgendwie leiden aber die zwischenmenschlichen Beziehungen nicht darunter, ob jemand in der Partei ist oder nicht.

Mittwoch, 17. 10.

Dieses Mal habe ich besser geschlafen, allerdings vorwiegend während der zweiten Hälfte der Nacht und bis morgens um fünf nach halb neun. Ich ziehe mich schnell an, weil ich nicht weiß, wie lange es im Hotel Frühstück gibt. Den Kaffee brauche ich dringend. Um diese Zeit sind nur wenige Leute da; ich hätte im Übrigen auch noch nach neun Uhr kommen können.

Ich marschiere dann in die Uni und schreibe einige E-Mails, insbesondere an Chinesen, denen ich mitteile, dass ich von jetzt an noch dreieinhalb Wochen hier bin. Aufs Mittagessen wird verzichtet, zumal ich sonst bei den drei Stunden Nachmittagsveranstaltung relativ müde bin. Meine „teaching assistant“ lässt sich per Telefon nicht erreichen; es ist auch schwierig, für sie eine Aufgabe zu finden. Sie macht im Moment ein Vollzeitpraktikum in einem Anwaltsbüro; wegen ein paar Kleinigkeiten extra nach Changping zu kommen, lohnt sich da wirklich nicht.

Die Lehrveranstaltung läuft aus meiner Sicht ausgesprochen gut; alle Fragen lassen sich ziemlich schnell klären. Die Studenten haben Verständnis dafür, dass ich danach frage, welchen Interessen der Datenschutz dient; soziale Mechanismen werden sehr schnell begriffen. Dass ein Unternehmer, der gar nichts vom Datenschutz hält, für seine Kunden zu einem unzuverlässigen Partner wird, wird gleich klar, ebenso welche Funktion es hat, wenn man die Überwachung der Arbeitnehmer übertreibt. Wenn es um die staatliche Sicherheit geht, hören sie höchst aufmerksam zu; ich versuche, deutlich zu machen, dass auch bei uns nicht alles in Ordnung ist – bis hin zu den Geheimdiensten, die ihre V-Leute bei einer Mörderorganisation belassen und diese möglicherweise sogar unterstützen.

Am Ende biete ich an, dass ich gerne mit zwei bis vier Studenten zu Abend essen würde. Die meisten haben noch eine Lehrveranstaltung „Zivilprozessrecht“, aber drei junge Damen sind bereit, um 18 Uhr 30 am Hotel zu sein und mit mir dann ein Restaurant auszusuchen. Sie sind pünktlich da, und wir gehen in ein Sichuan-Restaurant. Sie wissen schon, dass ich das scharfe Essen mag.

Das Aufbaustudium an der Uni empfinden sie durchaus als Chance, zumal sie alle nicht so recht wissen, was sie später mal machen sollen. Eine artikuliert dies besonders deutlich; was ich denn in ihrem Alter gedacht hätte, ob ich da schon meinen heutigen Beruf im Auge gehabt hätte. Eigentlich eine sehr persönliche Frage, aber so was ist in China nicht unhöflich oder aufdringlich. Ich frage erst mal zurück, wie alt sie eigentlich sei, und sie antwortet „zweiundzwanzig“. Da hat man ja wirklich noch Zeit, sich was zu überlegen. Ich sei ein atypischer Fall gewesen. Ich wäre schon in ihrem Alter überzeugt gewesen, dass meine Gesellschaft eine fundamental ungerechte sei. Diese Behauptung führt bei allen Dreien zu höchstem Erstauen; Deutschland sei doch ein gerechtes Land. Das meine man nur aus der Ferne, sage ich; wenn man die Gesellschaft näher kenne, sei das ganz anders. Ich würde ihnen in meiner Lehrveranstaltung noch viele Beispiele geben (eigentlich hatte ich schon eine Menge genannt, aber da war offensichtlich nicht viel hängen geblieben). Das akzeptieren sie erst mal gewissermaßen als Arbeitshypothese. Als Jurist könne man ganz gut was gegen Ungerechtigkeiten machen und als Jura-Professor erst recht (was sie sofort einsehen). Ich hätte mir vorgenommen, zunächst nicht besonders aufzufallen und deshalb auch über ein Thema aus dem Gesellschaftsrecht promoviert; erst wenn ich Professor sei, würde ich „trouble“ machen. Das hätte ich dann aber nicht durchgehalten, weil die Studentenbewegung kam, und ich da nicht abseitsstehen wollte. Ein solches „Berufsfindungsmodell“ könne man nicht auf andere übertragen, da waren wir uns alle einig. Auch waren sie wohl der Auffassung, so schlimm sei es mit den chinesischen Ungerechtigkeiten auch wieder nicht, dass man zu solchen Mitteln greifen müsse. Ich werde ein paar positive Einschätzungen zu China los, etwa die, dass man hier sehr viel mehr auf den anderen, seine Gefühle und seine Befindlichkeiten eingehe als im Westen. Das findet heftige Zustimmung.

Wann ich schon mal in China gewesen sei, wollen sie wissen. Ich erzähle von dem ersten Einsatz 1994, als ich eine „Testperson“ für das chinesische Arbeitsministerium war, ob denn der Vorschlag des GTZ-Vertreters Hambüchen für ein Arbeitsgerichtsgesetz auf richtigen Informationen aufbaute. Sie sagten mir nichts davon, weshalb sie mich ausfragten wie im

Staatsexamen, aber nachher erfuhr ich, dass es diesen Gesetzentwurf gab. Dann die Reise zwei Jahre später nach Beijing, Chengdu, Lhasa, Shanghai und Hongkong, das Gespräch mit dem Politbüromitglied und die Diskussion über die Quote. Das interessiert sie, denn in hohen Positionen gäbe es kaum Frauen. In einer einzigen Provinz sei der Chef eine Frau. Da haben sie Recht, aber das wird sich hoffentlich ändern.

Eine von den dreien ist Parteimitglied, eine weist das weit von sich, die dritte ist eher unentschieden. Sie würden sich in der Partei einmal im Semester treffen und über die aktuellen Entwicklungen diskutieren. Auch würde man jede drei Monate einen Bericht über politische Fragen schreiben, der an den „Chef“ der Parteigruppe gehe. Ich verwies darauf, dass man mir zwar 2006 an der Bei Wai dasselbe gesagt hatte, nicht aber letztes Jahr und im Frühjahr dieses Jahres hier an der Uni. Die Berichte gebe es nur für Kandidaten, habe man mir gesagt. Nein, das sei anders, man könne über beliebige Fragen schreiben, aber es sei sinnvoll, eher Alltagsprobleme zu behandeln. Ziel sei es, sich zu fragen, ob man ein besserer Kommunist geworden sei. Ich will wissen, was dafür die Kriterien seien; es wird lediglich auf Opfermut verwiesen. Ob es denn nicht Mustertexte im Internet gebe, will ich wissen (ich weiß, dass es sie gibt). Sie muss lachen. Doch, das benutze man, weil man ja nicht immer dasselbe schreiben könne, und da sei man für Anregungen recht dankbar.

Irgendwie haben sie mitgekriegt, dass die Uni Bremen jetzt eine Exzellenzuniversität ist, und ich erzähle ihnen von der Geschichte der Uni seit 1971. Alle denkbaren marxistischen Strömungen habe es gegeben, dafür hätten unsere Oberen an allen anderen Unis Ruhe gehabt, weil die ganzen Störenfriede nach Bremen gegangen seien. Das verstehen sie sofort; so was könnte wohl in China auch passieren.

Beim Bezahlen gibt es einen Zwischenfall: Das Parteimitglied ist schneller an der Kasse als ich. Wir bieten beide zwei Hundert-Yuan-Scheine an, aber sie verständigt sich auf Chinesisch mit der Bedienung, dass es ihre Aufgabe sei zu bezahlen. Ich protestiere; so etwas ist mir mit Studenten noch nie passiert. Wenigstens handle ich raus, dass das nächste Mal ich mit dem Bezahlen dran bin, und bekomme eine halbherzige Zusage.

Auf dem Heimweg kommen wir an die Kreuzung kurz vor dem Hotel. Sie verweisen auf eine Leuchtschrift, die ich natürlich nicht verstehe und für Werbung halte. „Ohne die Kommunistische Partei würde es keine Volksrepublik China geben“ stehe da. Das wird aber

nicht ins Englische übersetzt. Die Autofahrer, die es erreichen soll, verstehen alle chinesisch. Ich will noch wissen, was sie von der Äußerung von Susan Wintermuth halten, China könne das wichtigste Land der Erde werden („leader of the world“). Ja, das habe sie in der Tat gesagt, aber „das wird lange dauern“ meinte eine von den Dreien. Die anderen weigerten sich irgendwie, die Frage zu verstehen (oder haben sie tatsächlich nicht verstanden).

Donnerstag, 18.10.

Die Vorlesung beginnt erst um 10 Uhr 30, ich habe Zeit, mich zunächst noch mal ein wenig vorzubereiten und E-Mails zu beantworten. Ich behandle AGB-Recht, das es so in China nicht gibt. Dann die Bürgschaftsentscheidung, wo das Bundesverfassungsgericht gesagt hat, es bleibe von der Vertragsfreiheit der schwächeren Seite nichts übrig, der Gesetzgeber oder notfalls der Richter müsse eingreifen, wenn sich aufgrund dieser Ausgangssituation grob belastende Bedingungen ergeben. Im Fall hatte sich die 20-jährige Tochter im Wege der Bürgschaft für ihren Vater verschuldet, und zwar in einer Höhe, dass sie nie mehr in der Lage sein würde, auch nur die Zinsen zu bezahlen. Sie wäre auf immer auf die unpfändbaren Beträge beschränkt, die in etwa der Sozialhilfe entsprechen. Die Berufungsinstanz hatte (durch Herrn Bender) entschieden, ein solcher Zustand sei untragbar, das verstoße gegen das auch bei uns geltende Prinzip des pursuit of happiness. Sie kannten diesen Ausdruck aus der US-Verfassung und fanden das Argument etwas verwunderlich. Ich erklärte ihnen dann, für einen eher linken Richter sei es ziemlich geschickt, mit der US-Verfassung zu argumentieren. Der BGH hatte dann anders entschieden und die Bürgschaft für wirksam erklärt. Das Bundesverfassungsgericht hob dieses Urteil auf. Ich komme mir schon fast wie ein Propagandist des deutschen Rechts vor.

Dann ging es weiter mit Rechts- und Geschäftsfähigkeit, sodann mit den juristischen Personen. Ich erkläre mehr die Vereinsrealität als die Vorschriften des BGB. Wir hätten „in meinem Dorf“ einen Musikverein, natürlich einen Sportverein und einen Verein der Kleintierzüchter („rabbits, dogs, cats“). Das erscheine vielleicht auf den ersten Blick ein bisschen lächerlich, aber man finde dort Gleichgesinnte und Freunde; da fühle man sich richtig zu Hause. Und so etwas fördere die politische Stabilität – sie nicken deutlich, nicht nur aus Höflichkeit. Das würden Studenten bei uns kaum nachvollziehen (dafür wüssten sie besser, was „Sonderrechte“ nach § 35 BGB sind).

Um 13 Uhr findet der „Stammtisch“ statt, den Susan Wintermuth ins Leben gerufen hat. Es sind aber nur zwei Studenten da. Sie will eine Menge über die Stellung der chinesischen Verfassung im Rechtssystem wissen, die beiden Studenten meinen, die Gerichte würden nie auf die Verfassung zurückgreifen. Ich berichte von den Bemühungen Libin Xie's, dies zu ändern und von einzelnen Fällen, die er mir erzählt hat und wo es anders war. Ich werde ihn in nächster Zeit treffen und nach dem Stand der Dinge fragen. Über die Arbeitsbeziehungen wird geredet, ich weiß da ein bisschen mehr als die Studenten, denn sie hatten noch kein Arbeitsrecht. Es gebe Fortschritte mit der politischen Freiheit, meinte einer der beiden Studenten, das zeige sich insbesondere im Internet. Die Berichterstattung über China sei im Westen einseitig, immer sei nur von den negativen Seiten die Rede. Das kann ich nur bestätigen. Als ich 2006 von meinem Aufenthalt in Beijing bei der Bei Wai zurückgekommen sei und erzählt hätte, es habe eigentlich immer die Sonne geschienen, ich hätte nie unter Smog zu leiden gehabt, haben mich einige Leute wie einen voreingenommenen Propagandisten behandelt.

Um halb drei ist der „Stammtisch“ zu Ende. Ich gehe mit Susan zurück ins Gebäude. Sie will genau wissen, wie mein Gespräch mit Fang verlaufen ist. Für sie ist es evident wichtig, dass sie im Frühjahr wieder für drei Monate kommt. M. E. wird das genauso wie der eine Monat bei mir möglich sein, denn auch ohne die Hamburger ist genügend Geld da, um uns zu finanzieren. Die Studenten sind ja mit unserer Lehre wohl ganz zufrieden. Wir verabreden uns für morgen zum Abendessen.

Heute esse ich mal allein im Hotel. Sie bringen mir Messer und Gabel, weil sie meinen, ich könne das mit den Stäbchen nicht so recht – es war auch ein sehr kleinteiliges Gemüse, das ich dann mit dem Porzellanlöffel aß, was sie offensichtlich nicht mit ansehen konnten. Im Aufzug traf ich ein der Sprache nach amerikanisches Ehepaar, die aber wie Chinesen aussahen und mich mit Einstein verglichen; sie hatten mich schon beim Frühstück beobachtet. Dabei habe ich extra meine Haare schneiden lassen, bevor ich hierhergekommen bin.

Freitag, 19. 10.

Heute ist Banktag. Pünktlich um 8 Uhr 45 ist Frau Ma da, um mit mir zur Bank zu gehen. Am nächsten zum Campus liegt eine Filiale der ICBC, der Industrial and Commercial Bank of China, einer der größten im Lande. Als wir so fünf vor neun ankommen, wartet schon rund

ein Dutzend Leute. Dann geht's los; man muss eine Nummer aus dem Automaten ziehen (wie bei uns im Reisezentrum der Bahn). Ma fragt, wie lange wir wohl warten müssten; ein freundlicher Bankangestellter meinte „eine halbe Stunde bis zu einer Stunde“.

Nun hatte sich heute Nacht mein Uhrenarmband irgendwie kaputt gescheuert; jedenfalls brauchte ich dringend ein neues. Also nutzten wir die Pause und gingen in ein benachbartes Warenhaus, das auch Uhren verkauft. Sie hatten Armbänder, aber Ma hatte mir gesagt, dass man da überall herunterhandeln müsse. 70 Yuan würde es kosten sagte der Verkäufer, aber auf der Rückseite entdeckte ich als aufgedruckten Preis „60“. Es gab einige chinesische Worte zwischen Ma und dem Verkäufer und am Ende war man bei 50. Das Armband war aber zu breit und außerdem ging beim Rausmachen eines der beiden Röhrchen kaputt, das die jeweilige Armbandhälfte hält. Also neues Armband und neues Röhrchen; der zunächst eher mürrische Verkäufer wachte etwas auf und wurde ganz kooperativ; vermutlich hatte er vorher nur das Rumstehen am frühen Morgen satt und jetzt hatte er ja was zu tun. Der Zusatzaufwand kostete nichts, es blieb bei 50 (also 5 Euro), spottbillig im Vergleich zu Tübingen. Ein Trinkgeld würde man in einem solchen Fall nicht geben. Wahrscheinlich hätte ich 100 bezahlt, wenn ich als Langnese mit etwas Chinesisch-Kenntnissen alleine gekommen wäre. Das Ganze hatte nur 15 Minuten gedauert.

Wir kamen zur Bank zurück. Es gibt dort im ersten Stock eine VIP-Abteilung, aber da kommt man nur rein, wenn man von der Bank als VIP anerkannt ist. Man könnte uns da auch reinlassen, wenn wir lediglich ein Konto eröffnen; da wir aber auch Geld einzahlen wollten, sei die allgemeine Abteilung zuständig. Zum Trost bekamen wir aber statt der gezogenen Nummer 46 die Nummer 26; ersichtlich holen sich die Bankangestellten erst mal eine Reihe von Nummern, um dann anderen eine Gefälligkeit erweisen zu können.

Links neben dem Eingang lagen Formulare aus, auch solche für die Eröffnung eines Kontos. Also machten wir uns ans Ausfüllen. Meine Tasche solle ich unbedingt vor mich stellen, nicht auf die Seite; sonst könne sie weg sein, sagte Ma. Erstaunlich, zumal auch zwei Polizisten im Kassenraum präsent waren. Irgendwie fehlt der unbefangene Umgang mit dem Privateigentum. Man muss in Beijing eine Adresse haben, um hier ein Konto eröffnen zu können; also gab ich die Uni-Adresse an, die Frau Ma gleich in chinesischen Schriftzeichen hineinschrieb. Wir waren gerade fertig, als am Schalter unsere Nummer aufschien. Nichts als

hin, zumal schon ein anderer auf dem Platz vor dem Schalter saß. Wir verteidigten unser Anwartschaftsrecht.

Ich hatte im Formular meinen Namen mit „AE“ statt „Ä“ geschrieben. Das war nicht statthaft, weil genau dasselbe wie in der Passkopie stehen müsse. Dort waren aber zwei Punkte auf dem „A“, außerdem war der Doktor-Titel als Namensbestandteil vermerkt. Die beiden Punkte sollte ich aber gleichwohl weglassen, wurde mir gesagt, also heiße ich eben für die Bank „Daubler“. Also keine Regel ohne Ausnahme, die Übereinstimmung mit dem Pass war nur insoweit geboten, als es der Computer lesen konnte. Trotzdem mussten wir das ganze Formular erneut ausfüllen.

Dann war da die Frage nach der Art des Kontos. Wir hatten eine Rubrik gekennzeichnet, nicht „angekreuzt“, denn Ankreuzen darf man auf einem chinesischen Formular niemals, man muss vielmehr einen Haken in das dafür vorgesehene Kästchen machen. Nun wollte ich nicht unbedingt eine chinesische Kreditkarte, schon wegen des Verlustrisikos. Ein Anruf bei der Finanzverwaltung der Uni ergab: Die Auszahlung meines Gehalts geht nur in bar oder in der Weise, dass der Betrag auf meine Kreditkarte geladen wird. Überweisungen sind nicht vorgesehen. Ich verstand das so, dass man das Geld wirklich nur auf der Karte hatte, aber Frau Ma sagte mir später, es werde auch auf dem Konto gutgeschrieben. Ich will den großen Brocken aber anlegen, und das geht nur in der Variante, dass ich das Bargeld entgegennehme, ohne Polizeischutz zur Bank gehe und das Geld dort einzahle. Also wähle ich diese Variante, was aber einen anderen Kontotyp erfordert. Das kann man auf dem Formular aber nicht korrigieren; vielmehr müssen wir nochmals ein neues Formular ausfüllen.

Hier hat ersichtlich trotz der hervorragenden Bilanzen der Banken das moderne China noch keinen Einzug gehalten. Wahrscheinlich läuft in der VIP-Abteilung alles schneller, aber als ich das erste Mal bei einer Bank war und Geld wechseln wollte, war ich in einer solchen Abteilung und hatte dieselben Probleme.

Als das Formular endlich richtig ausgefüllt und auch das Geld korrekt mit der Maschine gezahlt war, mussten wir an den Nebenschalter, wo nochmals alles überprüft wurde. Was mein Job hier sei, wurde ich auf Englisch gefragt. „Visiting professor“ war o. k. Dann musste ich für mein Konto ein Passwort generieren, 6 Ziffern, keine Buchstaben. Das lässt sich sehr viel leichter knacken als eine Buchstaben-Zahlen-Kombination oder gar eines mit

Sonderzeichen. Sofort solle ich es mir aufschreiben, sagte die Frau hinter dem Schalter, womit sie Recht hatte. Dann bekam ich mein Kontobüchlein, wo der eingezahlte Betrag gutgeschrieben war. Die ganze Prozedur an den beiden Schaltern hat vielleicht eine Dreiviertelstunde gedauert; da wären noch einige Rationalisierungsreserven. Über Anlagemöglichkeiten lässt sich erst reden, wenn ich in drei Wochen mit 80.000 Yuan in der Tasche komme; dann darf ich als Kontoinhaber wohl in die VIP-Abteilung. Die Uni würde mir sicher mein Geld auszahlen, bevor ich abreise, meinte Frau Ma; das letzte Mal war es ja auch so. Die Steuer wird automatisch einbehalten.

Auf dem Weg zurück zur Uni erklärt mir Frau Ma, dass die allermeisten Leute Telebanking machen und so auch ihre Überweisungen bewerkstelligen. In diesem Fall bekomme man von der Bank einen Stick, der bei jedem Vorgang ein neues Passwort generiere. Außerdem arbeite man da mit Buchstaben-Zahlen-Kombinationen. Geldanlage? Schwierig, es gebe sicher Berater bei den Banken, aber die würden einen meist nur auf die Risiken hinweisen; also macht man auch dies per Telebanking.

In der Uni gehe ich zu Li Xiaolu und bringe ihr den unterschriebenen Antrag zu meiner Reisekostenerstattung. Ich hatte zwar gar nichts verauslagt, aber Li Xiaolu sagte, sie hätte es für mich bezahlt und nun müsse sie es ja von der Uni zurückbekommen. Da müsse aber nicht sie, sondern die fliegende Person unterschreiben. Ob da nicht vielleicht eine doppelte Abrechnung dahintersteckt? Mein Konto musste ich auch frei lassen, aber was soll's. Verglichen mit ihrer Leistung verdienen hier alle ganz bescheiden und da wäre eine Aufbesserung schon gerechtfertigt. Dann brachte ich ihr noch die Bescheinigung der Uni Bremen über den Business class – Flug, den diese mir bezahlen würde. Das macht sie in Wirklichkeit nie, aber ich hatte den englischen Text so formuliert, dass die Uni bereit wäre, mir wegen meines Alters Business zu bezahlen. Außerdem hatte ich ein Schreiben beigefügt, dass ich aufgrund dieser Erklärung niemals „business“ von der Uni verlangen würde, sollte ich mal in die Situation kommen, für sie z. B. nach Namibia zu fliegen (werde mich hüten). Li Xiaolu meinte, das genüge. Ich erzählte ihr von meinen Schwierigkeiten und dass man in Bremen auch nicht so ohne weiteres Englisch verstehe. Das amüsiert sie köstlich.

Dann kommt ein Techniker in mein Zimmer und installiert den Drucker. Wohin mit mir? Es gibt ein (allerdings immer verschlossenes) Lesezimmer, das sich gut für einen Zwischenaufenthalt eignet. Ich finde eine Zeitschrift mit einem Aufsatz über die Zweigstelle

der Peking Universität in Shenzhen. Dort ist eine „School for transnational law“ errichtet worden, an der zahlreiche US-Professoren unterrichten. Keinen einzigen Deutschen konnte ich entdecken. Schade, meist sind die US-Menschen auch die bei weitem besseren Didaktiker als die typischen deutschen Professoren.

Nach einer halben Stunde ist die Sache erledigt, und ich nehme noch das neueste Heft einer China-Zeitschrift mit, die in Cambridge erscheint. Dann finde ich es ziemlich kalt in meinem Zimmer. Weil ich mich nicht wieder wie im Frühjahr erkälten will, gehe ich zurück ins Hotel, wo man immer eine angenehme Wärme hat, und schreibe Tagebuch.

Kurz vor 15 Uhr bin ich wieder da, weil sich Frau Hao angesagt hat. Sie bringt mir 10 Exemplare der „Chinese Social Sciences today“, wo endlich das Interview erschienen ist. Das Foto ist hübsch, zum Text habe ich keine eigene Einschätzung, weil ich es halt nicht lesen kann. Man habe eigentlich nur den Text über Vietnam rausgekürzt und dem Ganzen eine wenig glückliche Überschrift gegeben: „Law in the books and labour inspection“, was den Inhalt auch nicht entfernt wiedergibt. Sie meint, es sei keine politische Absicht, sondern nur „stupidity“. Dann geht es um den Vortrag nächsten Montag. Eine Studentin aus dem zweiten Studienjahr hat die power point Folien übersetzt, so dass sie jetzt auf Englisch und Chinesisch präsentiert werden. Sie kommt dazu, spricht aber – oh je – ein eher bescheidenes Englisch; die meisten meiner Studenten sind besser drauf. Frau Hao will eingreifen, wenn es nötig ist, was ich nicht so besonders gut finde, weil es die Übersetzerin immer dumm dastehen lässt. Aber ich kann daran nichts ändern. Die Veranstaltung ist im Prinzip für Studenten, Professoren können kommen, wenn sie wollen; dem Thema ist das nicht ganz angemessen. Das Buch über privacy protection in China und sein Verfasser ist Frau Hao nicht bekannt. Wir sind uns einig darüber, dass das Datenschutzrecht quer zu den üblichen Rechtsgebieten liegt, so dass sich niemand so recht zuständig fühlt. Die Studentin geht wieder; wir reden dann noch eingehend über Fang und den Konflikt mit den europäischen Partnern. Frau Hao hat auch keine weitergehenden Informationen, aber immerhin die erfreuliche Nachricht, dass die Studenten meine Lehrveranstaltungen sehr gut finden.

Um 18 Uhr bin ich mit Susan Wintermuth verabredet, sie ist fünf Minuten früher da, aber das macht nichts. Ich lasse ihr die Wahl, in ein Restaurant wie im Haus der Fakultät oder in meinem Hotel zu gehen oder ein Abenteuer zu wagen. Sie ist für das letztere, und so gehen wir in ein Restaurant mit Hunan-Küche, wo verschiedene Mao-Bilder hängen; Hunan war

seine Heimatprovinz. Sehr schön scharf, ähnlich wie die Sichuan-Küche. Die Verständigung klappt in einer improvisierten Mischung aus Englisch und Chinesisch. Dass wir „liang wei“ seien, also zwei Personen (ohne dass weitere nachkommen) haben sie am Eingang gut verstanden. Meine Bitte um eine „cai-dan“ hat aber eher Unverständnis ausgelöst, obwohl es eigentlich nahe lag, dass wir eine „Speisekarte“ wollten. Wir haben dann auf der Grundlage der Bilder bestellt, beim Wasser wurde „water“ eher verstanden als „shui“. Offensichtlich ist auch bei Einheimischen-Restaurants wie diesem, das sicher nicht die beste Kategorie hat, das Englische im Vordringen.

Unterhaltung mit Susan Wintermuth über China; sie war schon als Mitglied der flying faculty da, und früher mal als Dozentin an der Wuhan-Universität. 1985 sei sie zum ersten Mal als Touristin in China gewesen, später noch einige weitere Male. Alles sei damals „grau“ gewesen, was sicher nicht ganz falsch ist. Heute ist sie einerseits von der Lernbereitschaft der chinesischen Studenten begeistert – kein Vergleich mit Riga, meint sie. Dort sei sie jedes Jahr, aber kaum jemand gebe sich Mühe, wirklich etwas zu lernen. Aber was die politischen Verhältnisse in China angeht, reproduziert sie alle gängigen Vorurteile. So ein bisschen bringe ich sie mit dem Argument zum Nachdenken, dass halt immer nur über Negatives berichtet werde; das sei eine „news“, das Positive nicht.

Euro-Krise: Sie würde die Griechen rausschmeißen, koste es, was es wolle. Die Regierung habe doch versucht, die sozialen Umgangsformen zu ändern, aber ohne jeden Erfolg. Also müsse man es wie bei einem Alkoholiker machen: Es komme eben der crash, nur dann reiße er sich am Riemen. Ich versuche, ihr klarzumachen, dass man mit den Sparprogrammen nicht die Verhaltensregeln ändern und auch nicht die Bereitschaft fördere, Steuern zu bezahlen; vielmehr entstehe Erbitterung. Ein Freund hätte mir geschrieben, unter der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg hätte man wenigstens noch Hoffnung gehabt, dass es mal besser werde; unter der „Merkel-Besatzung“ fehle auch dies. Ich verfechte das Konzept eines Marshall-Plans, Investitionen statt Sparauflagen, und die Zinsen sollte man einfach fünf Jahre lang ausfallen lassen. Sie macht den advocatus diaboli, das gehe nicht, das Geld versickere usw., aber insgesamt wundert sie sich wohl ein wenig über mein unternehmer- und investitionsfreundliches Reden. Sollte sie nicht nur aufgrund eigener Initiative hier sein, ist das ganz gut.

Sie erzählt mir noch von einem chinesischen Fall, dass ein Professor der CUPL Zeitungsartikel mit Berichten über Plagiate gesammelt und diese dann in einem Copy-Shop habe drucken lassen. Da er sie unter einer größeren Zahl von Interessierten verteilt habe, sei er aufgrund einer Anzeige durch einen der „Beschuldigten“ wegen unerlaubten Veröffentlichens mit einer Geldstrafe belegt worden. Dagegen klage er nun, wohl vor dem Bezirksgericht. Er berufe sich dabei unmittelbar auf die Verfassung. Ich will morgen mal Libin Xie fragen, ob er was davon weiß.

Ich gehe nach dem Abendessen noch etwas spazieren, weil ich mich noch irgendwie bewegen will. Ich komme bis zu dem Park hinter Wal Mart; er hat Fortschritte gemacht, einige neue Bäume sind gesetzt und die Landungsstege sind montiert, aber er ist immer noch nicht fertig. Das ist ja fast wie zu Hause.

Samstag, 20.10.

Heute gibt es kein sehr großes Programm. Ich gehe nach dem Frühstück in die Uni, aber statt die Datenschutzveranstaltungen für nächste Woche vorzubereiten, schreibe ich erst mal E-Mails. Oyunaa in Ulan Baatar kriegt eines, wo ich aber nicht direkt frage, ob ich in den nächsten drei Wochen benötigt werde, aber ich würde gerne aufs Laufende gebracht. Unser Partner Ganbaatar ist zwar zum Abgeordneten gewählt worden, doch Arbeitsminister wurde ein anderer. Dann hat mir Abeler gemailt, das große Vorbild für „Hubert“ im Comic. Sie brauchen unbedingt einen Einigungsstellentermin, weil die Arbeitgeberseite einfach nicht auf meinen Vorschlag für eine „Verpflichtungserklärung“ reagiert, die alle Leute abgeben müssen, die mit ENO-Personaldaten zu tun haben. Der Zuständige auf Arbeitgeberseite war aber bis einschließlich letzter Woche im Urlaub. Da er nunmehr eine Woche Zeit hatte, bitte ich ihn freundlich, in der nächsten Woche eine Stellungnahme abzugeben, andernfalls müsse ich eine Einigungsstellensitzung einberufen, was ich ungern täte. Abeler teile ich diese „Mahnung“ mit, aber wenn die Arbeitgeberseite weiß, wo ich stecke, ist meine Drohung nicht besonders beeindruckend. Dann beantworte ich ein paar Interview-Fragen der „Mitbestimmung“. Es ist ein junger Mitarbeiter, der sie geschickt hat, nicht die unerträgliche Cornelia Girndt. Mit der Zusatzfrage „Sind Sie der Lucky Luke des Arbeitsrechts“ bin ich nicht so ganz einverstanden, da könnten einem die lieben Kollegen in der Uni einen Spitznamen anhängen. Dann eine Mail an Yufei, meine frühere Chinesisch-Lehrerin, die vor

kurzem von einem Jahr Promotionsstudium in New York zurückgekommen ist. Herta erkläre ich per Mail die Schwierigkeiten, die ich gestern Abend mit Skype hatte.

Dann will ich mir etwas die Füße vertreten, weil es doch wieder etwas kalt ist. Ich spaziere über den Campus, werde zwei Mal von Studenten begrüßt, die ich spontan nicht wiedererkannt hätte. Dann geht's weiter zu dem chinesischen Supermarkt jenseits des Campus, wo ich was zum Essen und Trinken einkaufe. Den großen Apfel kriege ich allerdings nicht durch die Kasse; vermutlich hätte ich ihn wiegen müssen. Ich sage zwar den Preis (Shi yuan), aber das führt nur zu längeren Erklärungen der Kassiererin, die bei mir auf wenig fruchtbaren Boden fallen. Also bleibt der Apfel im Eigentum des Kaufhauses. Ich gehe noch ein Stückchen weiter zu einem kleinen Park, wo abends immer getanzt wird; schon jetzt um 13 Uhr spielt der Lautsprecher die entsprechende Musik, leicht in Moll.

Dann zurück in den Campus und durch diesen zu meinem Gebäude, denn für 14 Uhr hat sich Libin Xie angesagt. Er will wenig small talk, sondern hat eine Menge Fragen, die eigentlich das ganze Professorenleben betreffen. Er ist etwa 40 Jahre alt und seit einem dreiviertel Jahr Direktor des Instituts für deutsches Recht und Nachfolger von Mi Jian, der sich des höheren Gehalts wegen nach Macao davon gemacht hat.

- Lohnt es sich, auf Tagungen zu fahren? Ich sage, meist lerne man dabei wenig (was er auch so sieht), aber man begründe oder pflege die Kontakte mit Kollegen. Aber es gebe doch solche, die seien so dumm, dass es sich wirklich nicht lohne. Nein, meinte ich, darüber könne man sich immer streiten, und es würde gerade ihnen guttun, wenn man freundlich mit ihnen sei, denn vermutlich würden sie von anderen Kollegen auch verachtet, die sie das spüren ließen. Da man ja im Prinzip nichts lernen, sondern Beziehungen pflegen wolle, sei es sinnvoll, freundlich mit ihnen zu sein und auch mal so ganz mittelbar ein bisschen Anerkennung einfließen zu lassen. So hätte ich es immer mit den Konservativen gemacht, weshalb ich heute zu allen gute Beziehungen hätte. Natürlich spiele dabei auch eine Rolle, dass ich für sie keine Konkurrenz sei, weil gut zahlende Firmen mir keine Gutachten-Aufträge erteilen würden.

- Wie kann man ein Institut (hier: für deutsches Recht) weiterentwickeln, das aus neun Professoren besteht, von denen viele eigentlich für ihre Position ziemlich ungeeignet seien. Rauswerfen kann man niemanden, da sind wir uns einig. Aber man könnte Anreize setzen, z.

B. in der Lehre, wenn die Uni hier ein Programm oder irgendwelche Mittel hätte. So ein Stück Anerkennung bringe eine Menge Motivation, gerade für Hochschullehrer, die sich nie so ganz ernst genommen fühlen. In der Lehre hätte jeder eine Chance, bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen nicht unbedingt. Ob viele von ihnen Nebentätigkeiten hätten, will ich wissen. Man könne zwar als Hochschullehrer jederzeit als Anwalt tätig sein, soweit man seine Pflichten nicht verletze, aber die allermeisten täten das in seinem Institut nicht (sind wohl wirklich ein bisschen blöd) und würden nur von ihrem Professorengelohn leben.

- Das Institut hat sieben Zivilrechtler und zwei Öffentlich-Rechtler, aber keinen Strafrechtler. Man bekomme jetzt wohl eine Stelle im Strafrecht, die man mit einer Person besetzen müsse, die in Deutschland im Strafrecht promoviert habe. Ich schlage vor, auch Leute einzubeziehen, die schon vor fünf oder zehn Jahren promoviert haben und die jetzt als Anwälte tätig sind; von denen könne man viel lernen. Das Max-Planck-Institut in Freiburg wisse am ehesten Bescheid, wer von den Chinesen im Strafrecht promoviert habe.

- Wie kann man die Professoren an einen Tisch bringen und sie veranlassen, dass sie sich gelegentlich einmal treffen? Bisher würde jeder halt seine Lehrveranstaltungen machen und dann nach Hause fahren. Man braucht einen Anlass. Der könnte darin liegen, dass man reihum über die eigene Tätigkeit berichtet, aber das ist u. U. sehr heikel. M. E. kann man es nur machen, wenn man vorher in Vier-Augen-Gesprächen die Zustimmung zumindest der großen Mehrheit gefunden hat. Norbert Reich hat mal in Bremen den Versuch gestartet, alle zwei Wochen ein „bag-lunch“ zu veranstalten; man bringt sein Vesperbrot im „bag“ mit und diskutiert zwanglos über irgendwelche Fragen. Ich hatte damals über meine Tätigkeit in Austin berichtet, aber später ist die Sache wieder eingeschlafen. Sonst könnte man mal die Stellenbesetzung oder eine andere Haushaltsfrage zum Gegenstand machen.

- Die chinesischen Studenten könnten keine Fälle lösen. Es reiche, wenn man im Staatsexamen seine Meinung schreibe in ein paar Sätzen; eine systematische Darstellung und Aufarbeitung der Probleme erfolge nicht. Ich erzähle ihm, dass die GTZ Kurse für Richter zu diesem Thema veranstaltet hätte. Da gäbe es sicherlich Material, das man auch für die Uni verwenden könne. Ein paar jüngere Kollegen könnten unschwer eine Fallsammlung schreiben, möglichst für jedes Rechtsgebiet eine.

- Wie schafft man als Hochschullehrer eine work-life-balance? Er hatte immer sehr viel gearbeitet und war morgens um vier Uhr aufgestanden; wenn die andern um sieben aufstanden, hatte er schon drei Stunden gearbeitet, Er dachte immer, das gehe gut, aber dann hat er elf Monate lang an einer Hirnhautentzündung herumlaboriert und seither ist er sehr viel vorsichtiger. Da ich ihm erzählt hatte, dass ich normalerweise auch die Reisezeiten zum Arbeiten verwende, meint er, ich sei sehr streng mit mir. Wenn einem die Arbeit wirklich Spaß mache, dann sei die Dauer kein Problem. Ich würde für mich auch den Gegensatz von „work“ und „life“ nicht gelten lassen. Die Arbeit sei ein sehr wichtiger Teil meines Lebens und deshalb nicht etwas, was man mit diesem ins Gleichgewicht bringen müsse. Ich hätte aber natürlich das Privileg, unangenehmen Situationen weitgehend aus dem Weg gehen zu können. Ein gewisses Maß an Herausforderungen könne man sich aber durchaus zumuten, doch nicht so viel, dass man deshalb nicht mehr schlafen könne. Beispiel seien für mich derzeit meine englischen Lehrveranstaltungen, die natürlich nicht ganz einfach, aber doch irgendwie zu bewältigen seien. Wenn einen die Arbeit belaste, müsse man eben wirklich irgendwann Feierabend machen.

Nur wenig Zeit blieb für die Frage der Grundrechte. Er hat inzwischen seinen Aufsatz veröffentlicht, wo er für eine verfassungskonforme Auslegung der Gesetze plädiert. In Bereichen, wo es keine Gesetze gibt, könne man direkt auf die Grundrechte rekurrieren. Die Geschichte von dem Professor, der gebundene Papiere verteilt habe, kenne er nicht. Er wisse aber, um wen es sich nur handeln könne. Dieser Kollege sei gewissermaßen stadtbekannt als einer, der die Regierung ärgern wolle. Wenn er einen Prozess mache, dann nur, um seinen Bekanntheitsgrad zu erhöhen und beliebt zu werden. Inhaltliche Chancen hätte er keine. Man müsste sich wohl einen besseren Fall herausuchen, denke ich mir.

Nach gut zwei Stunden muss Libin Xie zu seinem nächsten Termin. Er ist übrigens kein Parteimitglied und will es auch nicht werden. Bei der Nicht-Kommunikation seiner Fakultätsmitglieder hatte ich gefragt, ob sich die Parteimitglieder gelegentlich treffen würden. Da hatte er mir gesagt, er sei kein Parteimitglied, aber er wisse, dass es keine solchen Treffen gebe.

Ich schreibe noch etwas Tagebuch und gehe dann ins Hotel, weil um 18 Uhr drei Studentinnen kommen, um mit mir essen zu gehen.

Zum vereinbarten Termin sind sogar vier Studentinnen da. Sie haben einen Tisch in dem Sichuan-Restaurant reserviert, wo ich auch mit den andern hingegangen war. Ich stelle von Anfang an klar, dass sie eingeladen seien, was sie ein wenig widerwillig akzeptieren. Drei von ihnen kommen aus Qingdao, eine aus dem schönen Hangzhou. Ich erzähle ein wenig von meinen Erinnerungen an Hangzhou, von der Fahrt auf dem Westlake und auch vom Kauf von zwei seidenen Halstüchern. Auf zwanzig Mark hatte ich sie pro Schal heruntergehandelt als die Dolmetscherin der Verkäuferin irgendwas sagte. Ich verstand natürlich nichts, aber plötzlich kostete das eine umgerechnet nur noch 10 Mark. Später stellte sich dann heraus, dass die Dolmetscherin wahrheitsgemäß gesagt hatte, ein Schal sei für eine Chinesin (Frau Wang aus der Ebert-Stiftung) bestimmt. Deshalb gab's dafür den „Chinesen-Preis“. Das amüsierte sie ein wenig, obwohl sie meinten, auch 10 Mark sei noch ziemlich teuer gewesen.

Wir kommen auf die Lehrveranstaltung von Frau Wintermuth zu sprechen. Sie hat einen Vertragsentwurf machen lassen, was ich gut finde. Wie es mit der Lösung von Fällen stehe? Man diskutiere sie, aber so eine richtige Lösungsskizze gebe es nie. Da würden die Unterschiede zu den deutschen Studenten liegen, die gut Fälle lösen könnten, dafür aber nichts von gesellschaftlichen Strukturen und „wie etwas funktioniert“ verstehen. Mir gefällt der chinesische Schwerpunkt besser, aber das muss einen ja nicht hindern, gute Falllösungen zu entwickeln. Ich hätte die interessante Rede von Frau Wintermuth bei der Semestereröffnungsveranstaltung gelesen. Ich referiere etwas ihren Inhalt und komme dann auf die These, China habe das Potential eines „leaders of the world“. Was davon zu halten sei? „Das wird lange dauern“, sagt eine der Studentinnen. Ich setze nach: Aber ist es denn irgendwann möglich? Man ist etwas unentschlossen. Einig ist man sich, dass ein Chinese so was nicht sagen oder schreiben würde. „Den Himmel täuschend das Meer überqueren“ ist als Formel zunächst mal überhaupt nicht bekannt. Ich erzähle die dahinterstehende Geschichte, aber auch die verfängt nicht. Erst nach einiger Zeit kommt einer von den Dreien aus Qingdao (sie heißt Yuanyuan, wie ich später erfahre) die Erleuchtung und sie findet den chinesischen Urausdruck. Dass die Chinesen schon in Afrika waren, bevor unsere Presse das bemerkte, ist auch so ein Beispiel dafür, aber es hätte Verwirrung gestiftet, wenn ich das auch noch gesagt hätte.

Sie wollen wissen, wo ich überall schon gelehrt hätte. Ich erzähle kurz von Moskau von vor vier Wochen und dass die sieben Hochhäuser, die 2007 begonnen wurden, immer noch nicht fertig sind. Über 5000 davon gibt es in Shanghai. Um 1978, als der chinesische

Reformprozess begann, sei China wirtschaftlich weniger entwickelt gewesen als die Sowjetunion.

Dann einiges über Austin/Texas. Die amerikanischen Studenten seien gut gewesen und hätten bei Rechtsproblemen einen guten Riecher entwickelt, wie der Europäische Gerichtshof eine bestimmte Frage wohl entscheiden würde. Aber das Leben sei dort vielschichtig. Einer meiner besten Studenten hatte mir mal eine Geschichte erzählt: In seinem Appartement war eingebrochen und alles, was nicht niet- und nagelfest war, mitgenommen worden. Die Nachbarn hatten beobachtet, wer der Einbrecher war; von anderer Seite wurde dies bestätigt. Er beschaffte sich einen Revolver, klingelte an der Tür des „Einbrechers“ und hielt diesem den Revolver unter die Nase. Dann ließ er ihn hinknien, fesselte ihn und verfrachtete ihn auf einen mitgebrachten Lastwagen. Dann fuhr er mit seiner „Beute“ zur Polizei, die die unerlaubte Selbsthilfe zwar missbilligte, aber nicht sanktionierte. Dafür bekam der Einbrecher seine Strafe. So etwas würde hier nicht passieren, meinten sie.

Ich erzähle über die Fakultät, dass man nur etwas gegolten habe, wenn man in den „faculty news“ erschienen sei. Ich hatte es erfahren, weil ich erst im Laufe meines Aufenthalts dort einige Veröffentlichungen bekannt gemacht hatte und anschließend ganz anders behandelt wurde. Dann die Geschichte mit Hans Baade, der in einer Woche 50.000 Dollar verdient hatte. Das könnte auch woanders passieren, aber das Besondere war, dass er mit seinem Scheck durch die Fakultät zog, damit auch ja jeder wusste, was er für ein toller Kerl war. Und der Kollege Weintraub, der in einem Erbschaftsfall trotz geringen Arbeitsaufwands über 100 Mio. Dollar verdient hatte, erzählte mir beim ersten Gespräch nach zehn Minuten, er hätte „a considerable sum of money“ in einem einzigen Erbschaftsfall („Howard Hughes“) verdient. So unbedingt wollte ich dort nicht leben, obwohl die Fakultäten gut seien.

Wir kamen relativ zwanglos auf die Frage, wie eine Meinung in einem Kopf entsteht. Ich erzählte von der Geschichte mit den US-Gefangenen im Koreakrieg. Sie waren nach China gebracht und dort in einem Lager interniert worden. Jeden Tag mussten sie einen Aufsatz schreiben. Die drei besten erhielten einen Preis, z. B. ein oder zwei Äpfel, was im Gefangenenlager ein hohes Gut war. Nun regten die Bewacher immer wieder an, bestimmte Aspekte aus den Aufsätzen zu vertiefen. War z. B. von der Benachteiligung von Schwarzen die Rede oder vom übertriebenen Reichtum bestimmter Leute, so sollten sie vielleicht einen der nächsten Aufsätze darüber schreiben. Das taten sie meist, und die Beiträge gaben dann

Anlass zu weiterer Vertiefung in dieser Richtung. Bei der Preisverleihung wurden aber auch solche Arbeiten berücksichtigt, die diesem Trend nicht gefolgt waren; sonst wäre es auf eine reine Anpassung hinausgelaufen, die überhaupt nichts bewirkt hätte. Man wollte, dass die Leute selbst zu den richtigen Schlüssen gelangen. Das Experiment war erfolgreich. Als die Gefangenen nach eineinhalb Jahren entlassen wurden, waren sie alle zu Kritikern des amerikanischen Systems geworden. In den USA war von „Gehirnwäsche“ und Drogen die Rede, ehe dann US-Psychologen durch Befragung die tatsächlichen Vorgänge aufdeckten. Ob es diese Technik in China noch gebe? Es war sehr mühevoll, den Sachverhalt auf Englisch zu vermitteln. Im Grunde konnten sie damit nichts anfangen. Das Beispiel mit den Berichten, die man als Parteimitglied schreiben muss, brachte ich bewusst nicht, es hätte von ihnen kommen müssen. Yuanyuan schreibt übrigens ihre Berichte nur einmal im Jahr, aber eigentlich müsste man es alle drei Monate tun. Sie würden so zwei bis drei Seiten füllen. Niemand würde sie lesen, war die allgemeine Meinung, es sei denn, man schreibe etwas Schlimmes über die Partei. Also gibt es doch einen, der es liest, war mein Einwurf.

Über die „workload“, das extrem hohe Arbeitspensum, beklagen sich alle. Man hätte unheimlich viel zu lesen und schaffe es kaum. Wie an einer amerikanischen law school, denke ich mir. Was denn mit jenen geschehe, die es nicht schaffen, denen die Dinge über den Kopf wachsen und die dann gar nicht mehr arbeiten könnten. Da gebe es eine psychotherapeutische Beratungsstelle, die jede Woche Sprechstunde hätte. Das sei auf dem Campus auf Plakaten zu lesen. Das ist schon mal ein Fortschritt, denn 2006 gab es bei der Bei Wai so etwas nicht. Außerdem gebe es einen Kurs, den wohl ein Psychologe abhalte, den alle besuchen würden. Dort erhalte man Tipps, wie man seine Zeit vernünftig einteile und wie man bei Arbeitsstörungen reagiere. Schließlich habe man ein bisschen Gymnastik, und da mache man Übungen, die das Vertrauen untereinander entwickeln würden. Klingt sehr gut; hat halt etwas gedauert, bis das kam. Man liest in den letzten Jahren auch anders als 2006 nicht mehr in der Zeitung, unter den Studienanfängern gebe es immer eine ganze Reihe von Selbstmorden.

Wer Mitglied in der Partei werde (im laufenden Jahrgang seien dies ungefähr 20 %), tue das nur im Interesse seiner Karriere. Das sei anders als in Europa „speziell in Deutschland“, wo man eine bestimmte Grundüberzeugung habe, die Gesellschaft verändern wolle und deshalb in eine Partei eintrete. Das war eindeutig auf mich gemünzt; wahrscheinlich hatten sie von dem andern Gespräch letzten Mittwoch gehört. Erstaunlich, dass auch Yuanyuan, die selbst Parteimitglied ist, das so sieht.

Man beklagt sich darüber, dass man zwar Google bekommt, nicht aber Facebook. Auch mit You Tube hätte man Schwierigkeiten. Weiter erzählt eine, ihr sei es passiert, dass ihr Internet-Anschluss einen halben Tag nicht funktioniert hätte. Wenn sie schon schimpfen, wollte ich wissen, ob es eigentlich geheime Zuträger gebe, die über Gespräche und Ähnliches nach oben berichten. Das wird übereinstimmend verneint. Ich erzähle ein wenig, wie wachsam die Stasi gewesen sei und wie wenig das gebracht habe. Nein, so was gebe es hier nicht. Ich erzähle, dass wir in der Studentenbewegung recht genau gewusst hätten, wer vom Verfassungsschutz sei. Einer (es war der Müller aus Mössingen) hat mich mal gezielt interviewt, aber ich habe mich als großer Anhänger von Dubcek ausgegeben und das hat er mir auch geglaubt. Hier sage ich nur, ich hätte meine Ausführungen „angepasst“.

Am Ende ist das Fazit erstaunlich konstruktiv. Jeder müsse an seiner Stelle das tun, was dem Land nütze, als Student, als Verwaltungsmensch, als Rechtsanwalt. Viel Kleinarbeit für ein besseres China. Ich bin mir mit Yuanyuan einig, dass man Reformen nur mit der Partei machen könne, nicht gegen sie. Das wird vermutlich unterschiedlich gesehen, aber das konstruktive Anpacken ist Konsens.

Im Hotel wird noch ein Photo mit mir und den Vieren gemacht. Ich soll es per E-Mail – zusätzlich zu den Namen bekommen. Winkend wie in China üblich verabschieden wir uns.

Ich setze mich noch an meinen Computer und – siehe da – nach einer halben Stunde ist das E-Mail angekommen. Von links nach rechts Qin Mengfan (was mit „Traum eines Bootes“ übersetzt wird), ZHOU Xuemei (der Vorname bedeutet “Blume im Schnee”); LIU Yulin (Jade und Regen) and CAI Yuanyuan (dafür gebe es zu viele Interpretationen, so dass ich es einfach bei Yuanyuan belassen solle. Auch den englischen Vornamen „Catherine“ könne ich wählen). Wenn ich dann die Arbeiten korrigiere, weiß ich, um wen es sich handelt. Die gegenständliche Bedeutung muss im Alltag verblassen, sonst würde man sich immer lächerlich machen, wenn man einem Kind sagt „Blume im Schnee, komm mal her und putz dir die Nase“. Bei „Wolfgang“ denkt ja auch niemand an das (gefährliche) Tier, das mit beträchtlichem Tempo durch den Wald läuft.